

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 76

Posen, den 3. April 1929.

3. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart.

## O du Heimatflur!

Roman von Johannes Höfner.

(8. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Und Fernand ließ die Peitsche sausen, daß die Füchse stiegen und dahinschossen wie ein Pfeil vom Bogen und rechtfertigte sich vor sich selbst: „Wenn de gnädige Herr vör sienem letzten Anker liegt, wat güll denn so 'n Pird!“

Es ging durchs Dorf. Die Schellen schrieten schrill und heiser. Hunde schossen herbei, wollten in die Schlittenfüßen beißen, aber konnten nicht, denn der Schlitten fuhr zu schnell, und sie hackten mit dem Maul in den Schnee.

Vor der Schmiede standen die Bauerngäule, stampften und wieherten vor Kälte. Morgen war Markt; sie bekamen neue Stollen für den glatten Weg. Auf dem Kirchhof wurde ein Grab in den hartgefrorenen Boden gehackt, für die alte Mundten aus dem Armenhaus, die sich an ihrem Weihnachtstuchen zu Tode gegessen hatte. Vor dem Lehrerhause hing ein frischgeschlachtetes Schwein zum Austühen, und der Küster Bewersdorf stand mit dem großen Schlachtmesser in der Hand vor der Tür, und der süßliche Geruch der Mehlsuppe zog mit den Dampfschwaden ins Freie. Auf dem zugefrorenen Bach tummelten sich die Dorfkinder, die bunten Weihnachtsschals um den Hals gewürgt, schlitterten und purzelten übereinander, Jungen und Mädchen, lachten und tollten wie junge Hunde. Die Wassermühle stand, aber die Windmühle klapperte laut, und der Müller guckte wie ein Schneemann durch die Bodenluke, denn das helle Geläut war in das Gegrurze seiner Mühlsteine gefallen und lochte.

Binchen ließ ihre Gedanken rückwärts gehen.

Das war auch so ein kalter Wintertag gewesen, als sie nach Hentzenhagen gekommen war, an einem Mittwoch vor dem dritten Advent. Der Schnee lag in hohen Schanzen über den Weg, und der Wind trieb ihn über die Rämme, daß er stäubte wie der Gisch der Brandung. Die Pferde gingen Schritt und arbeiteten, daß ihnen der Schaum auf Brust und Rücken stand. Sie wußte sich vor Frost nicht zu lassen, und als der Kutscher ihr mitleidig riet: „Frölenken, de Gerdmann bullert für Sei noch lang nich; krupens unner. Dei Küll tunn Sei de Näs afgnagen,“ war sie vom Sitz in das tiefe Schlittensiroh geschlitten, hatte die Pferdebede über sich gezogen und so eingekuschelt gelegen wie ein Tier. Viel wärmer war ihr nicht geworden, aber der Wind war doch über sie hinweggegangen. Die Dämmerung kam; die Sterne stiegen auf, und wenn sie auf Augenblicke die Decke vom Gesicht zog, erschraf sie, so kalt und grell schienen sie. Die Pferde grunzten und prusteten. Ab und zu knuppste die Peitsche. Die Ortschaften, durch die sie kamen, lagen still und tot. Die Hunde heulten und winselten in ihren Hüllen. Das Weinen wollte ihr kommen. Die Angst vor der neuen Stelle schnürte ihr die Kehle zu. Zuletzt war sie eingeschlafen, bis der Schlitten hielt und der Kutscher sie weckte: „Na, Frölenke, nu latens man dat Händten hownen den Kopp gahn. Nu sind wi to Hus,“ und jemandem, der aus der Haustür trat, zurief: „Dat wär flegende Tid, drei Stunden heww ich up ein Mil

tarrt, und dat Frölenke is all as an Isklumpen. Nu buller ehr man in, dat de Gerdmann plagt.“ Und die Kathrin — die lag und schlief nun auch schon lange — lachte hell, daß die Pferde die Ohren spitzten, und fertigte den Kutscher ab: „Ach wat! De ehr Hände ümmer in fremde Asche stäken, verbrennen sich ook woll eins. Dat bullert da haben all von Klock twei ehgisteren. Dat schall woll warm wesen.“

Das kleine Zimmerchen im Trempel! Der warme Hauch schlug ihr von dem dunkelbraunen Ofen her entgegen, darin hinter der rotglühenden Tür die Scheite knallten, und vom Tisch her, von der Base mit den duftenden Tannenzweigen im Schein der grünbeschrönten Lampe, kam der warme Hauch der Liebe. „De hädd us gnädge Fru sülwst insett.“ Die Kathrin nahm die Base und hielt sie ihr vors Gesicht. Und als sie bald ihre müden und durchfrorenen Glieder in dem durchwärmten Bett ausruhen konnte und das Behagen ihr durch den Körper rann, der Mond über dem verschneiten Park aufstieg und seinen klaren eisigen Glanz gegen die weißen Vorhänge warf, hörte sie unten die junge Frau ein Wiegenlied singen, und dabei schlief sie so süß und selig ein wie in den Kindertagen, da ihre eigene Mutter so gesungen hatte. Vom ersten Augenblick an hatte sie gewußt: jetzt würde sie ihren Fuß nicht mehr weiter zu setzen brauchen. Hier würde sie eine Heimstätte finden für lange Zeit.

Und indem Mamsell Binchen an ihr warmes Zimmerchen im Trempel dachte, an den sprühenden Ofen und an den ersten Abend, an dem sie es betreten hatte, ward ihr von innen heraus so herzlich warm, daß sie den kalten Nordost, der ihr die Augen tränen machte, wie den Südwind empfand, der den Frühling bringt.

Wie lange war das nun her?

Sie erschraf. In der dicken Muffe des Fußsackes zählte sie die Jahre an den Fingern ab. Gottfriede war jetzt achtzehn. Eberhard war dreiundzwanzig. Damals hatte ihn die Mutter gewiegt, jetzt wiegte ihn das Meer, und das Leben würde ihn hin und her werfen. Sie schloß die Augen. Das war das Schlimmste gewesen. Die Mutter hatte geahnt, wie es kommen würde. Wenn sie wieder einmal einen Brief vom Direktor abgefangen hatte, in dem er über Eberhards schlechten Umgang und seinen Leichtsinns klagte, dann war sie zu Binchen auf das Zimmer gekommen, hatte ihr das Herz ausgeschüttet und geweint, denn der Vater durfte nichts wissen; Briefe kamen von Leuten, von denen er geborgt hatte, als Primaner schon, Hunderte, und die Mutter hatte ihre Hand gefaßt und ihr geängstet in die Augen gesehen: „Am Gottes willen, Binchen, wir müssen Rat schaffen. Mein Mann schlägt ihn tot.“ Und vom Wirtschaftsgeld war gespart worden, wie es ging, und neue Einnahmequellen wurden ausgedacht, bis alles wieder glatt war und neue Schulden kamen. Eberhard war nicht schlecht. Er war leichtsinnig und konnte das Geld nicht halten und ließ sich von schlechten Freunden ausbeuten. Wenn die Mutter nicht alles vertuscht und verheimlicht hätte! Aber so hatte es kommen müssen, wie es gekommen war. Zehntausend hatte er in Bonn durchgebracht, im Heidelberger Korps das Doppelte. Nachbarn, die es von Verwandten wußten, erzählten, wie er es triebe. Der Vater fraß den



Kammer und die Wut in sich hinein. Die Leute glupften ihn von der Seite an und sagten: „Se ißt er, als wenn er den einen freten het und den annern nachhaken will.“ Oft ließ er sich bei Nacht und Nebel das Pferd bringen und kam erst am frühen Morgen wieder heim, beiprigit, besudelt, Blut an den Sporen, Blut im Gesicht und an den Händen. Gottfriede saß bei ihr oben im Treppelstübchen, wartete und zitterte, legte den Kopf auf den Tisch, weinte und griff und drückte ihre Hände: „Ach, Binchen, Binchen, helfen Sie doch, daß alles wieder gut wird.“ Und sie tröstete und streichelte und versprach, was sie nicht halten konnte. Und dann die Ferien. Einmal hatte sie Vater und Sohn gegenüber gesehen, durch das Fenster, im Geschäftszimmer neben dem Flur, vor dem Geldschrank. Sie hatte die Hände vor die Augen geschlagen und war in den Garten gelaufen und hatte geglaubt, sie brächten sich um. Und dann war das Schlimmste gekommen, im Herbst. Der Vater hatte ihn mit der Reitpeitsche geschlagen, und in der Nacht war der Sohn davongegangen. Niemand wußte wohin. Melms war umhergegangen wie ein Schatten, Gottfriede war wie der Kalk an der Wand. Und jeden Abend hatte sie gezittert: „Morgen bringen sie ihn. Ach, Binchen, alles, alles, nur das nicht.“ Bis endlich Nachricht kam von einem Kanten in Hamburg: Er wäre auf dem Wege nach Australien. Ach, das waren Zeiten gewesen! Und was kam jetzt?

Die Angst packte sie. Wenn der Arzt nicht zu Hause wäre? Wenn sie zu spät kämen?

Und sie schrie wieder nach hinten: „Jemand, latens lopen för doll und för blind.“

Und der Kutscher schlug auf die Pferde, daß sie galoppierten und um ein Haar den mageren Gaul Thaddäus Wreszinski'schen gemacht hätten, der seinen in dösen Gedanken hin und her wackelnden Herrn nach alter Gewohnheit in gelindem Schufeltrab zur Stadt führte. Thaddäus fuhr hoch, rieb sich die Augen, sah dem Henkenhagener Schlitten verdutzt nach, schlug sein Pferd sanft mit den Zügeln und tröstete es: „Pferdchen, gräm dir nich, haben wir Zeit, kriegen wir Futter.“ und er fühlte nach dem Haferlaß, den er sich im Henkenhagener Stall heimlich gefüllt hatte. Danach nahm er eine Brise, die von dem scharfen Wind tränenden Augen klar zu machen, dann einen Schluck, fiel wieder in sich zusammen und dachte nach, warum der herrschaftliche Schlitten es wohl so eilig haben könnte, und sagte zu sich selbst: „Maa Stachu gehn zu fragen, oder Bozena“ und schlug sein Pferdchen wieder mit den Zügeln auf das magere Rückarat. „Juž, juž! Prosto!“

Eine halbe Stunde inäter schoß ihm der Schlitten wieder entgegen. Neben Binchen saß Doktor Jeppel im Otternelz.

Thaddäus Wreszinski zog die Mütze. Aber ehe er sie herunter hatte, war der Doktor längst vorbei. Er trakte sich hinter dem Ohr: „Pferdchen, kommt Arzt, man ist krank. Ist man krank, man kann sterben. Man ist tot, kann man nicht zahlen. Niech bedzie pochwalony Jezus Chrystus, hab ich Geld, Pferdchen. Prosto! Juž, juž!“

Indem saß Gottfriede an des Vaters Bett. Herr von Cocceji und Inspektor Obhöter hatten ihn ins Schlafzimmer getragen und mit Mühe entkleidet. Die linke Seite war gelähmt. Die Hand lag schlaff und zusammengekrallt auf der Decke. Die Augen waren geschlossen, der Kopf bohrte sich tief in die Kissen; aus dem halb offenen Munde kam ein hartes Köcheln, halb Stöhnen, halb Schnarchen, und hob und senkte die Brust.

Gottfriede hielt des Kranken rechte Hand; sie war wie Eis, und ihre Kälte rann ihr durch die Finger, durch ihren Körper, daß sie wie von Frost geschüttelt ward. Sie weinte nicht mehr. Groß und leer und tränenlos standen die Augen in ihrem blassen Gesicht. Der Boden schaukelte unter ihren Füßen. War sie im Wachen, war sie im Traum? Durch das Fenster blinkte der verschneite Park. Dohlen suchten nach Futter. Und wie dies Bild

in ihr Auge fiel, stand vor ihrer Seele ein anderes: ein schwarzer Zug bewegte sich durch den Schnee, den Weg hinunter, wo unter den Weymuthskiefern die Mutter begraben lag. Da schlug sie die Hände vors Gesicht und schrie in sich hinein. Nur das nicht! Nur das Nergste nicht!

Noch lebte der Vater ja, noch lebte er! Und in ihrer Angst, nur irgend etwas zu tun, das Leben zu stärken gegen den Tod, nechte sie die blauroten, rissigen Lippen des Kranken mit Wein und Wasser, rieb Stirn und Schläfen mit Essig, flüsterte an dem Ohr mit zitternden Lippen zärtliche Roseworte, ob er sie höre, drückte die Hand, keine Bewegung der Lider verriet Gefühl und Verstehen. Und dann saß sie wieder trostlos still, und ihre Ohnmacht, zu helfen, schmürte ihr die Kehle zusammen. Viertelstunde um Viertelstunde verrann. Die Zeit floss und das Leben mit ihr. Unbarmherzig rief die Kuckuckuhr nebenan in das harte Rasseln des Atems. Gottfriede stand auf und hielt den Pendel an, als ob sie damit den irren könnte, der draußen stand und wartete, wann er ein warmes Herz in seiner kalten Hand zu Eis erstarren lassen dürfte.

Hinter den Bäumen im Park ging die Sonne nieder. Rot und strahlenlos hing sie in den wirren Zweigen. Auf den weißen Radeln des Ofens spiegelte sich ihr matter Schein wie Blut. Mit grünen und violetten Schatten kam der frühe Abend. Sonst hatte Gottfriede sich an dem Spiel der Lichter, wie es der sinkende Tag brachte, nicht satt sehen können, hatte ihre Gedanken der Sonne nach in die Dämmerung geschickt und war auf den bunten Wegen des Himmels gegangen in ein wunderbares Land, über Felder voll leuchtendem Mohn, über Seen und Berge und durch goldene Schlösser, aber heut warf das scheidende Licht in ihr Herz nur Sorge und Finsternis. Wann kam der Arzt? Je tiefer die Dämmerung ward, um so öfter horchte sie auf, ob jenseits der Mauer das Geläut eines Schlittens sich hören ließ. Die Angst täuschte sie. In ihrem Ohr war das Klingen ferner Schellen: aber es kam nicht näher, es blieb in der Weite, verhallte und erstarb. Im Nebenzimmer ging die Tür. Obhöter brachte die Schlüssel und hing sie klirrend an das Brett. Vom Flur her kam das Klappern von Tellern. Die Mädchen trugen das Geschirr aus dem Gartensaal zur Küche. Von der Brennelei schrie das Heulen der Dampfpeife. Die Dynamomaschine begann ihre Arbeit, auf dem Hof flammte die große Bogenlampe auf, und in den Ställen wurde es hell. Von der Schmiede her zerriß gellendes Klappern die Luft. Nun schürzten die Stallmägde und Tagelöhnerinnen die Röcke, griffen nach den Eimern und Stippeln und gingen zum Abendmessen. An all den Geräuschen maß Gottfriede die Zeit. Noch immer kam der Schlitten nicht. Sie schrak zusammen! Sehte das Köcheln neben ihr nicht aus? Sie beugte sich über den Kranken und atmete auf. Es war noch wie vormem. Aber in der Dunkelheit hörte es sich noch fürchterlicher an. Da fuhr sie hoch: Schellen! Im Dorf blafften die Hunde. Das Klingen kam näher, wurde lauter, deutlicher. Wieder Stille. Das machten die Ställe, die singen den Schall auf. Gleich mußte es wieder kommen. Herkules schlug an, und der Schlitten bog mit hellem, fröhlichem Läuten auf den Hof.

Gott sei Dank, der Arzt! Die Spannung löste sich, einen Augenblick lehnte sie sich erschöpft zurück. Dann stand sie auf, das Licht einzuschalten.

Doktor Jeppel trat in die Tür des Wohnzimmers. Frische, belebende Kälte ging von ihm aus. Er ergriff Gottfriedens Hände. „Wie steht's, Kind?“ Als sie den Kopf schüttelte, und er in ihren Augen die schweren Tränen stehen sah, strich er ihr über das Haar. „So lang ein Herz noch schlägt, so lang ist noch Hoffnung. Der Arzt ist Gottes Handlanger, aber Leben und Tod steht in seiner Hand.“

(Fortsetzung folgt.)



# Wie fängt man Affen?

Von Ludwig Zukowsky.

(Nachdruck verboten)

Ein Lächeln wird die Lippen des Lesers beim Betrachten dieser Ueberschrift umschweben, und es tauchen vor seinem Geiste wohl belustigende Vergleiche und komische Szenen auf. Aber es soll hier nicht von den um die Mitternachtsstunde besonders verbreiteten, verwandlungsfähigen Stadtaffen oder von lustigen Episoden beim Wiederfangen eines Ausreißers gesprochen werden, sondern vom richtigen Affensfang in der Wildnis. Der Leser soll einen Einblick gewinnen in die schwierige Tätigkeit des in der Wildnis arbeitenden Tiersängers, der die blitzschnellen Vierhänder aus der Dschungelfreiheit in die enge Haft der Transportkiste und auf den Weg zu Hagenbed bringt. Der Volksmund allerdings ist meist leicht fertig mit dem Wort in seiner drastisch-kurzen Art, so auch hier: sein Held fängt den mit einem unwiderstehlichen Nachahmungstrieb ausgestatteten Affen durch ein Paar heimlich mit Leim bestrichener Stiefel, die sich der Jäger vorher unter einem von Affen bevölkerten Baum an und ausgezogen hat, so daß der darauf flugs vom Baume herunterkletternde Affe diese Tätigkeit zu wiederholen versucht, aber in den Stiefeln stecken bleibt und ohne Mühe gefangen werden kann. In der Praxis sieht es anders aus! Zwar vollzieht sich der Affensfang manchmal außerordentlich schnell; er kann aber ebenso gut auch wochen-, ja monatelang Geduld und Mühe des Jägers erfordern. Ist in einem von Affen stark besuchten Gebiet Futter und Wasser in Fülle vorhanden, so lohnt es gewöhnlich nicht, sich der Mühe des Fallenstellens zu unterziehen; die Tätigkeit würde mit einem gänzlichen Mißerfolg enden. In manchen Gegenden Afrikas haben die Eingeborenen die Gewohnheit, in der Steppe Treiben auf die schnellen Tiere zu veranlassen, bei denen dann die jüngeren, ungewandten und weniger schnellen Tiere, sowie die Junge tragenden Mütter zurückbleiben und den Jägern nach der wilden Jagd eine leichte Beute werden. Eine solche Hejzagd ist aber für den Europäer erstmalig äußerst anstrengend, sodann aber unrentabel, gehen doch viele dieser Tiere an Lungenschlag ein und wird bei vielerlei Affenarten gerade auf das Fangen der großen und wehrhaften Männchen besonderer Wert gelegt. Wie immer und überall, wo die Kraft und die Gewandtheit des Menschen den Fertigkeiten der Tiere gegenüber nicht ausreicht, muß List und Tücke das Werk erfolgreich unterstützen.

Für den Fang der riesigen zahnbewehrten Mantelpavianen Nordost-Afrikas gilt es zunächst im Innern des Landes eine Anzahl jagdbarere Eingeborenen für das Vorhaben zu verpflichten, welche die Herden, ihre genauen Wechsel und Trankplätze in wasserarmen Gegenden auskundschaften müssen, worauf der Reisende seinen Fangplan schmiedet. Sodann beginnt an einem günstigen Platz, gewöhnlich in der Nähe einer gut besuchten Wasserstelle, der Bau der Affenfalle. Kleine Baumstämme werden in Kreisform in die Erde verankert, mit Zweigen und Draht so eng verbunden, daß auch kleinere oder jüngere Stüde an keiner Stelle zu entweichen vermögen. An einer Seite bleibt eine Öffnung, in der eine Falltür eingebaut und mit Laub und Gesträuch geschickt verkleidet wird. Mittels eines langen, im Sande oder Grase verborgenen durch das Gelände nach einem Busch geleiteten und dort verankerten Tauens wird die gezogene Falltür festgehalten, die Hütte aber mit einem wohlriechenden Köder in Gestalt von Bananen, Datteln, Durrha oder anderen Affen-Lederbissen belegt. Das Bauwerk bleibt für die nächsten Tage unberührt, nur vor dem Morgendämmern kann man täglich einen Eingeborenen lauslos nach der Fangstelle schleichen sehen, der den Köder kontrolliert und das Innere der Hütte und ihre Umgebung von neuem mit Lederbissen versieht.

Neuerst anziehend ist nun das Leben und Treiben einer größeren Pavianherde für den beobachtenden Jäger. Jeder, auch unbefangene Beobachter, wird sofort zu der Ueberzeugung gelangen, daß in dem als Despotie zu bezeichnenden Affenstaat größte Ordnung und Gesetzmäßigkeit herrscht. Jede Uebertretung wird gerügt durch Hieb und Biß; das Oberhaupt züchtigt seinen Untergebenen genau wie die Mutter ihr Kind. Es gibt in diesem Affenstaate sowohl einen alle Mitglieder der Herde beherrschenden Herrn und Pascha, als auch mehrere Horden, die wiederum ihr Oberhaupt haben und diesem meist willenlos gehorchen. Die Erzieher und die Leitaffen machen von ihrem Rechte in grausamer Rücksichtslosigkeit Gebrauch, auch die Mütter verfahren in recht harter Weise mit ihren Spröblingen. Meist sind die Mitglieder der Herde, nahrungsuchend oder sich laubend, in lebhafter Bewegung, ab und zu in Streit geratend, der unter lautem Schreien ausgefochten oder von den Stärkeren geschlichtet wird. Reizende Szenen von packender Komik spielen sich hier ab: Alte Väter hocken, vor sich hinstehend, auf großen Felsblöcken umher, Mütter wiegen ihre Babies in den Schlaf, in den Flegeljahren stehende Halbwüchsige katzbalden sich, einige besonders bevorzugte Haremsdamen aber säubern ihren Pascha von Haarschuppen und gelegentlich auftretendem Ungeziefer; überall brummt, grunzt, kreischt und schnattert es, bis der Jäger kommt, um das Idyll mit seinem hinterlistigen Fangapparat zu stören. Die Vierhänder sind aber meist in der Zeit von einigen Tagen oder Wochen mit dieser neuen Umgebung vertraut und lassen sich die billige und leicht erreichbare Kost gut munden, obwohl sie ihren Argwohn nie ganz ablegen. Schließlich setzt sich der Reisende eines Morgens zum Fang der Sippschaft in das mit der Fangschnur belegte Gebüsch. Ist die Lage günstig, daß sich eine Horde

von 10—20 Pavianen in der Hütte befindet, so zögert er nicht lange, löst die Schnur, und blitzschnell läuft die beschwerte Falltür auf den Erdboden nieder und nimmt den Tieren den letzten Weg zur Freiheit. Sobald die Affen erkennen, daß es kein Entkommen mehr gibt, und auch die verzweifeltsten Ausbruchversuche scheitern, hebt die Gesellschaft ein entsetzliches Geschrei an, das bis in die späten Abendstunden anhält. Zur Nacht werden die tobenden Kobolde mit Mais und Durrha nochmals abgefüttert und getränkt, und gewöhnlich stehen schon am nächsten Morgen die Eingeborenen mit den Transportkisten vor der Tür der Affenvilla. Die Tür der Kiste wird gezogen, gegen die sodann geöffnete Falltür gestellt und ein Teil nach dem andern hineingetrieben, bis alle Insassen der Hütte in den Kisten untergebracht sind. Darauf erfolgt der Transport der Neugefangenen je nach den Umständen und Verhältnissen mit Eingeborenen, Dromedaren oder einem Kraftwagen nach der Fangstation, dem Sammel-lager des Jägers, in dem es meistens von den verschiedenartigsten Kreaturen wimmelt. Der frische Import wird von den schon länger aus der Station gehaltenen Affen durch wildes Geschrei und Gezunge begrüßt. Ist in dem Sammel-lager ein größerer Transport zusammengestellt, so beginnt die vielfach sehr schwierige Beförderung der großen und kleinen Pfleglinge nach der Küste oder zur nächsten Bahnstation.

Diese Fangschilderung stellt allerdings ein äußerst günstiges Resultat dar. Daß sich gerade beim Affensfang die drolligsten Zwischenfälle und Episoden abspielen können, ist nicht nur den Jägern eine bekannte Tatsache, und oftmals entwischt im letzten Augenblick noch ein seiner Freiheit beraubter Wildling auf Nimmerwiedersehen, unter Zurücklassung wenig angenehmer Spuren.

Eine andere Art des Fanges geschieht gleichfalls mittels eines engen, in Rundform aufgeführten Flechtwerks von 2 bis 3 Metern Durchmesser. Dieser Riesenkorb wird an einer Seite durch einen in die Erde getriebenen Pfahl verankert, im übrigen aber auf der andern Seite so weit hochgeklappt, daß die Öffnung selbst den größten Pavianen Eingang gewährt. Sie wird mit einem Stabe offen gehalten, von dem eine lange Schnur nach einem Berked geleitet wird, in dem der Jäger Aufstellung genommen hat. Auf diese Weise werden besonders Steppen-Paviane, also die grünen, roten und gelben Hundsaffen, lebend in die Gewalt des Jägers gebracht. Die Beförderung und der Fang geschieht in ähnlicher Weise wie bei den Mantelpavianen. Noch eine andere Art lernen wir in dem Fang mit Tellereisen kennen, deren Bügel mit Tuch oder sonstigen weichen Stoffen bekleidet werden, damit die Tiere keine argen Verletzungen davontragen, insbesondere die Körperteile, mit denen sie in das hartumklammernde Eisen geraten. In vielen Gegenden Indiens und Afrikas bedient man sich der Rastenfalle in Gestalt einer langen, mit zwei Öffnungen versehenen Holzröhre, in deren Mitte der Köder gelegt wird. Beim Betreten des Innern löst sich durch das eigene Gewicht des Tieres ein Verschluss, der im Augenblick beide Eingänge durch Holzklappen abriegelt.

## Erinnerungen an Mathowski.

Zum 20. Todestage des großen Schauspielers.

Er ist unvergessen. Die Kränze, die ihm die Welt in spontaner Begeisterung auf die Bühne gereicht, wo er als Tell, Götz, Karl Moor, Othello und in anderen unvergeßlichen Gestalten das Höchste seiner Kunst hergab, sind längst verwelkt, aber in der Geschichte des deutschen Theaters leht der Name Mathowski unverändert glanzvoll und unerreichbar. Er schwebt uns heute allgegenwärtig immer wieder vor, wenn wir seine Rollen gespielt sehen, seine Glanzrollen, die uns begeisterten, als wir jung waren. War das damals nicht großes Theater? Shakespeare stand auf den deutschen Bühnen in Blüte, und Mathowski war der Held der klassischen Tragödien, in innerer und äußerer Leidenschaft glühend, ganz Blut und in jeder Bewegung voll verströmender Kraft: keine erlernten Rollen, sondern aus innerem Erlebnis heraus Gestaltetes. So ist er uns nach seinem 20. Todestage noch lebendig als brausender, sich verlierender, von inneren Dämonen getriebener Othello, als Karl Moor.

Aber sein Keen, sein Tapfo, sein Petruchio? Glanztage des Theaters, da Mathowski auf der Bühne stand. Das Theaterpublikum unserer Zeit kennt diesen Rausch des Miterlebens nicht mehr, den Mathowskis Kunst von der Bühne wehte, elementar, mitreißend. Seine Rollen stellten ihm keine Probleme, es gab nur eine Richtung für ihn: inneres Erlebnis. Er hatte die Substanz seiner Rollen in sich, er brauchte sie nicht von außen herzuholen. Schauspieler und Mensch, ineinander aufgehend, ein Wesen, eine Kraft, ein Erlebnis. Mathowski groß und strahlend, das Haupt von Locken umwallt, mit königlichem Blick die Welt, seine Welt, umfassend, hat sich selber ausgepielt, er ist in seinen Rollen verglüht, wie eine Flamme sich selbst verzehrt.

Er ist nur 50 Jahre alt geworden. Vor zwanzig Jahren im März hat er die Augen für immer geschlossen. Das deutsche Theater verlor in ihm seinen besten Shakespeare-Spieler. Heute erinnern wir uns mit leiser Wehmut des großen, unvergeßlichen Schauspielers Mathowski.



Wir wissen, daß eine Körpertemperatur von 41 Grad Celsius für den Menschen fast schon den Tod bedeutet. Immerhin kommt es vor, daß noch höhere Temperaturen gemessen werden, ohne daß der Patient unter ernstesten Folgen zu leiden hätte. Von solchen merkwürdigen Ausnahmefällen berichtet der französische Psychologe Richet, der wiederholt Studien über die menschliche Körperwärme angestellt hat. Eine junge Frau, die an Lungenentzündung erkrankt war, soll vorübergehend eine Körpertemperatur von 44 Grad Celsius erreicht haben. Die höchste Fieberturve, die bisher beobachtet wurde, zeigte auf 46 Grad Celsius.

Solche Vorfälle gehören zu den Seltenheiten. In der Regel haben sie den Tod des Kranken zur Folge. Eine Ausnahme von der Regel bildet auch der Fall einer an Grippe erkrankten Spanierin, die bei vollem Bewußtsein 45 Grad Fieber hatte und sich heute bester Gesundheit erfreut. Der sie behandelnde Arzt glaubte damals falsch gelesen zu haben, ließ die Temperatur der Patientin noch einmal von einem zweiten Arzt prüfen und mußte die überraschende Entdeckung machen, daß das exzessive Fieber weder eine optische Täuschung noch sonst irgendein Irrtum war.

## Die schönsten Hände der Welt.

Neuportler Künstler haben vor einiger Zeit eine Preis Konkurrenz für Frauenhände veranstaltet. Wie jetzt verlautet, ist die Stenotypistin Germaine Bajot zur Besitzerin der „schönsten Hände der Welt“ erklärt. Ein Neuportler Juwelier hat sie daraufhin sofort als Probierdame für Ringe und Armbänder zu einem beträchtlichen Gehalt engagiert. Die glückliche Besitzerin der „schönsten Hände der Welt“ hat sich ihre Hände auf 100 000 Dollar versichern lassen.

Wieviele Landhäuser, Villen, Autos, Pelze, Hüte trägt diese junge Dame in ihren Händen, wenn man noch den Schmutz zurechnet, den sie für ihren Juwelier vor den Milliarden Damen der Fünften Avenue an ihren Händen blitzen läßt? ...

## Das Käbchen.

Von Robert Walser.

Was gab es für einen schönen Regenbogen, die Welt so zart, alles so glänzend, aber ich will von was anderem reden. Ich dachte heute an nichts als an ein Käbchen. Ist das nicht total belanglos? Ich geb' es zu, aber Nebensächlichkeiten sind oft wie Sonnenschein. Ich sah das Käbchen schon gestern, jetzt zeichne ich es. Von Farbe ist es gestreift wie ein Tigerchen. Gähnen kann es prächtig, ganz wie jemand, der sich langweilt. Wie sprang es herum, bald war's in der Küche, bald im Wohnzimmer, bald im Salon. Klubessel und Plüschsofas gefallen ihm sehr. Alle schenken ihm eine Aufmerksamkeit, die der Sorgfalt ähnelt. Eines fragte, ob es wohl sein früheres Heim schon vergessen habe oder noch vermissen. Welche Anteilnahme! Unter anderem hing es sich an einen Zettel, ließ sich hin- und herschwenken wie ein Akrobat, der für Geld turnt. Neugierchen hat es große, schwarze; Tagen harmlose. Kraken kann es noch nicht recht, wird es aber mit der Zeit schon lernen. Im Bratloch sollte es übernachten, zog hierfür jedoch einen Stuhl vor. Jede Kiste, jede Schachtel untersuchte es, machte zahlreiche Entdeckungen. Im Herunterreißen von Tüchern und Umwerfen von Balen erwies es sich, so jung und unerfahren es ist, als Meister. Es hat dies Talent wohl mit zur Welt gebracht. Bereits leckt es Milch auf; ferner versteht es sich zusammenzutugeln und wie ein Kreisel sich herumzudrehen. Ein Kater wurde ihm vorgestellt. Die Zumutung war etwas stark. Es hob sich empor, sträubte die Haare, machte einen Buckel und blieb minutenlang noch ganz nachdenklich und zaghaft. Jemand spielte Klavier. Hufsch, verschwand es unter die Kommode, kam erst wieder zum Vorschein, als das Konzert verklungen war. Anscheinend magt es sich aus Musik nicht viel. Es spielt lieber selber, zwar nicht nach Noten, eher mit einem Kökeli oder Hobelspan. Das Märchen zu machen, geht ihm über alles, ist ihm das Höchste. Ein Mädchen wollte den Pfarrer spielen und es taufen, selbstverständlich nur im Spaß. Wer spräche so etwas im Ernste? Diese Skizze ist ein wenig schnurrig, gleichwohl hoff' ich sie als Beitrag brauchbar.

## Sünfuhrtee für — Hunde.

In der französischen Hauptstadt weiß man wenigstens, was gerade noch gefehlt hat. Infolgedessen werden dort seit neuerer Zeit Sünfuhrtees für — Hunde veranstaltet. Da die Bauern aus gewissen Gründen nicht allein kommen können, bringen sie ihre Damen mit. Offen gesagt, sind die Damen bei diesen Veranstaltungen der wichtigere Teil, denn die Sünfuhrtees sind nämlich mit einer — Hunde-Altenstilen-Ausstellung verknüpft, weil man eben solche gemütlichen Sünfuhrtees schließlich nicht ganz umsonst verlangen kann. Am Tage nach dem kimmungsvollen Sünfuhrtee bekommt man dann eine Hundebadewanne, ein paar Hundeschere, Hundehöschen, Hundeschuhe, Hundeträufen usw. nebst der dazu gehörigen Nota ins Haus geschickt. Aber was tut man nicht alles für das liebe Vieh, wenn es zum guten Ton gehört, beim Hundeteetee mit dabei gewesen zu sein ...

Wer hätte es noch vor kurzer Zeit für möglich gehalten, daß man in Deutschland Alligatoren züchtet? Der Bedarf an Krokodillleder hat sich aber in letzter Zeit so sehr gehoben, daß man daran gehen mußte, Alligatoren auch in den deutschen Flüssen anzufiedeln. In der neuesten Nummer der „Münchener Illustrierten Presse“ (Nr. 13) findet man einen äußerst interessanten Aufsatz mit vielen Bildern über die Alligatorenbarm in Jeking an der Ikar, die berufen ist, den Krokodillledermarkt Deutschlands zu beherrschen. — Aus dem Inhalt der neuen Nummer nennen wir noch die Ausnahmen vom Ersten Internationalen Damen-Skifpringen und vom Hochschultag in München. — Besonders machen wir auf den Bilderartikel „Bete und tanke“ aufmerksam, der Auswüchse des amerikanischen Lebensstils behandelt.

Ein unerwartetes Resultat. 10 000 Dollar verlangte ein chinesischer Räuber als Lösegeld für die schöne 16jährige Tjiang Fothsing, die Arbeiterin in einer Baumwollspinnerei in Schanghai war. Die Familie des Mädchens war jedoch arm und wußte eine solche Summe nicht aufzubringen. Sie war aber so klug und setzte sich mit einer Mittelsperson des Räubers in Verbindung, um mit ihm zu verhandeln, wie dies in Schanghai in solchen Fällen gebräuchlich ist. Der Zwischenhändler gab dem Räuberhof die Verhältnisse der Familie bekannt und forderte dann bei der nächsten Zusammenkunft von dem Bruder des geraubten Mädchens im Auftrage seines Chefs 5000 Dollar. Tjiang, der Bruder, zählte nach, was er hatte es waren nur 24 Dollar. 16 davon bot er dem Vertrauensmann, doch dieser wollte 20 Dollar. Hierüber entspann sich eine lebhafteste Auseinandersetzung, die so laut wurde, daß ein chinesischer Polizeiagent sich auch einmischte und beide mit zur Wache nahm. Der Vertrauensmann des Räubers bekannte hier seine Schuld. Darauf nahm die Polizei sich der Sache an, befreite das Mädchen, und Tjiang konnte sein Geld behalten.

Shaw muß den Arzt konsultieren. G. Bernhard Shaw, der bekannte irische Dichter, ist kein Freund der Ärzte. Noch vor kurzem hat er seiner Freude darüber Ausdruck gegeben, daß es König Georg besser ginge. Er meinte jedoch, der König dürfe dies nicht der guten Lust seines Landaufenthalts zuschreiben, sondern dem Umstand, daß er seinen Ärzten entronnen sei. Shaw selbst hat angeblich in seinem Leben noch nie einen Arzt benötigt; wenn ihm etwas fehlte, behandelte er sich selbst. Kürzlich ist nun Shaw nicht unbedenklich erkrankt, so daß Shaw am Ende seiner medizinischen Kenntnisse stand. Deshalb ließ Frau Shaw, die noch etwas auf die Ärzte gibt, sogar zwei Ärzte kommen, und Shaws Freunde hoffen, daß es ihnen gelingt, die Gesundheit des Dichters wiederherzustellen, wozu der Dichter selbst diesmal nicht in der Lage war. Wir wollen sehen, was für einen Wit Shaw nachher über diese Sache macht.

Der Mount Everest soll neuerlich bestiegen werden. Die Forscher lassen sich durch alle Mißerfolge nicht hindern, den Mount Everest, diesen unbezungenen asiatischen Bergriesen, zu besteigen. Der kanadische Professor Odell, Dozent der amerikanischen Harvard-Universität, beabsichtigt, neuerdings eine Expedition auf den Mount Everest zu unternehmen. Odell hatte schon an der Himalaya-Expedition von 1924 teilgenommen, und er war der letzte gewesen, der mit Mallory und Irvine zusammen war, ehe sie ihren Todesweg auf dem Mount Everest antraten. Zunächst ist es noch nicht gelungen, die Genehmigung des Dalai Lama zu der neuen Mount-Everest-Expedition zu erlangen. Der Dalai Lama begründet seine Ablehnung damit, daß der Zorn der Gottheit keine Besteigung des Berges zulassen würde. Odell hofft jedoch, den Widerstand des Dalai Lama brechen zu können.

Wilde Hunde in Nordamerika. In einigen Gegenden der Vereinigten Staaten klagen die Farmer und besonders die Viehzüchter über eine außerordentlich starke Vermehrung wilder Hunde. Diese wilden Hunde treiben sich in ganzen Rudeln umher und fassen Tiere an, die sich draußen aufhalten. Die wildern Hunde greifen ganze Schafherden an, auch wenn sie von Hirten und Hunden bewacht werden und reißen die Tiere. Aus einigen Gegenden wird berichtet, daß die wilden Hunde unter dem Schafbestand einen solchen Schaden anrichten, daß die Schafzucht in mehreren Distrikten unlohrend zu werden beginnt. Man fordert von den gesetzgebenden Körperschaften in den einzelnen Bundesstaaten ein energisches Einschreiten gegen die wilden Hunde; insbesondere soll jeder das Recht erhalten, Hunde niederzuschießen, die nicht sofort als Haushunde zu erkennen sind.

## Fröhliche Ecke.

Der Gesuchte. „Ich höre, Kraus und Meyer sehen sich nach einem Kassierer um. Wie ist denn das möglich? Sie haben doch erst vorige Woche einen neuen engagiert!“

„Der ist es ja gerade, nach dem sie sich umsehen.“

Poesie und Prosa. „Hast du denn noch lange an diesem Roman zu schreiben?“ fragte ärgerlich der Gatte der vielgelesenen Dichterin.

„Einen Augenblick, ich bin gerade beim Tode des Helden.“

„Also gut,“ sagt er versöhnt, „dann laß ihn erst sterben und dann sei bitte so gut und nähe mir einen Knopf an.“